



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brandes, Ernst: John Brinckman : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

waren doch notwendigerweise mit ihren Erzeugnissen bezahlen müssen, eine Landwirtschaft, die keinem Kleinbauer mehr ein würdiges Dasein ermöglicht und die großen Besitzer zwingt, auch ihrerseits den deutschen Boden durch italienische, tschechische, polnische oder russische Feldarbeiter bebauen zu lassen, sind doch beide keine Ideale. Eine Landwirtschaft aber, die mit Leichtigkeit alle die Nahrungsmittel und Rohstoffe hervorbrächte, die nur irgend von der Gesamtheit aller Deutschen aufgeessen und verarbeitet werden könnten, eine Industrie, die diese Rohstoffe spielend in die Waren verwandelte, die die Gesamtheit aller Deutschen nur irgend zu verbrauchen vermöchte, eine deutsche Industrie, die an der deutschen Landwirtschaft, und eine deutsche Landwirtschaft, die an der deutschen Industrie einen Kunden fände, der alles aufnahm und bezahlte, was man ihm anböte, die würden wirklich „nationale Arbeit“ leisten.

Sie würden aber auch ermöglichen, nicht nur daß jeder Deutsche in seinem, sondern auch das deutsche Volk frei und stolz im eignen Hause säße. Und wer wollte es dann daraus verdrängen? Welcher Nachbar wäre thöricht genug zu solchem Versuch? Es giebt keine Macht, die über dies deutsche Volk hinwegschritte, wenn es an der Grenze seines Reiches stünde, seinen Besitz zu verteidigen, wenn es die heute noch ungeahnte, hochentwickelte Wissenschaft, Technik und Kunst des Krieges, wenn es die Mut, die Begeisterung und die Klugen von Millionen und aber Millionen Freien hinter sich, von seiner Schwelle aus sagte: Das ist mein Haus!



John Brinckman

Don Ernst Brandes (Strasburg in Westpreußen)

(Schluß)



ie solche Geschichten und Persönlichkeiten zu behandeln sind, zeigt Reuter nicht bloß in seinen Läuschen un Rimels, sondern ganz besonders an der Figur seines Onkel Herse. Als in der Franzosentid Uhrmacher Droi (Droz) insolge seines unsinnigen Umherkutschirens mit Mamsell Westphalens Bettthimmel von den Franzosen entdeckt und arretirt worden ist, fühlt sich der Ratsherr Herse bewogen, die Sache in seine Hand zu nehmen. Er kommt in aller Heimlichkeit, d. h. in voller Ratsherrnuniform, und mit der Losung: Sur Swinfleisch! in die Küche und dirigirt nach manchen bösen Zufällen und nach vielen Erwägungen die verängstigte Mamsell ganz unnötigerweise in ein Versteck auf dem Räucher-

boden; eigentlich hat freilich diesen guten Gedanken nicht er, sondern Fritz Sahlmann gehabt. Als er dann von dieser großen That heimkehrt, begegnet ihm der Müller Boß und bittet ihn, sein Fuhrwerk einstweilen in Sicherheit zu bringen. Bei diesem menschenfreundlichen Werke wird aber der conseiller d'état von den Franzosen gefaßt und gleichfalls eingesteckt. Diese wenigen Vorgänge zeigen Onkel Herse schon hinreichend: er ist in naivster Weise von der Wichtigkeit seiner Person und seiner Stellung durchdrungen und steckt, wie der Amtshauptmann Weber richtig sagt, seine Nase in jeden Quark, ohne daß dabei jemals etwas Vernünftiges herauskommt. Mit merkwürdiger Sicherheit trifft er allerdings nie den Hauptpunkt, sondern befaßt sich stets mit irgend einer Nebensache; so auch hier, wo ihm das Wichtigste, das Verschwinden des französischen Marodeurs, völlig gleichgiltig ist. Trotz all seiner Eulenspiegelereien gewinnen wir aber Onkel Herse lieb, weil er von Herzen gut ist und für seine Thorheiten doch immer büßen muß, besonders aber weil von ihm viel Humor ausgeht, unwillkürlicher und willkürlicher. Deshalb ist seine Person für das Ganze auch von der größten Wichtigkeit, denn sie steht zu den meisten andern Figuren in lustigem Gegensatz und dämpft zusammen mit Fritz Sahlmann überall den Ernst der Zeit und der Situationen. Das zeigt sich auch noch bei einer andern Gelegenheit, als Onkel Herse, Müller Boß usw. von dem „korsikanischen Lindwurm“ nach Neubrandenburg geschleppt werden. Der Rats-herr fragt nach Mitteilung der bekannten Anekdote von Zahn und der Siegesgöttin auf dem Brandenburger Thore den Müller, was er sich bei den Mühlen denke? Darauf, daß alle als Feuerzeichen angesteckt werden müssen, wenn der Landsturm losbricht, kann der ängstlich Wegtretende natürlich nicht kommen. Onkel Herse aber fährt nach dieser kleinen Einleitung in seinen Phantasien fort und behauptet kurzweg, daß er jetzt vor dem König von Preußen stehen müßte, wenn er da sein sollte, wo er hingehörte: der König klagt ihm seine Geldverlegenheit, Onkel Herse verlangt bloß unbedingte Vollmacht im Handeln und ein Regiment Garderegiment; dann befiehlt er die ganze Judenschaft zusammenzuholen und zwingt sie, die Hälfte ihres Vermögens auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern und vor den Stufen des Thrones niederzulegen. Das ist aber erst das Vorspiel; denn nun läßt er sich zwanzig Regimenter Infanterie, zehn Regimenter Kavallerie und alle entbehrlichen Kanonen geben, schlägt und hängt den Prinzen Schmühl, fällt dann im Hannöverschen dem korsikanischen Wütrich in den Rücken — in'n Rücken fallen is de Hauptsak! — und macht in einer großen Schlacht 15000 Gefangne. Auf Napoleons Friedensanerbietungen geht er nicht ein, weil sein Gegner Rheinland und Westfalen, Elsaß und dreiviertel Lothringen nicht herausgeben will. Er faßt diesen dann auf's neue von hinten, läßt das erste Grenadierregiment das Bajonett fällen, das zweite Husarenregiment vorstürmen und nimmt durch diese einfachen Operationen den Kaiser, der sich zu weit vorgewagt hat, mit seinem ganzen Generalstabe gefangen. In Berlin aber lehnt er jede Gnade ab und bittet sich nur für seine Frau eine „lütte Pangstonirung“ aus, wenn er als Stavenhagener Rats Herr vorzeitig sterben sollte.

Diese harmlosen Phantastereien sind zunächst deshalb von Bedeutung, weil sie offenbar mit den bekannten Peter Lorenzischen Lügengeschichten zusammenhängen, die sich in Mecklenburg der weitesten Verbreitung erfreuten und auch Neuter jedenfalls (wahrscheinlich schon während seiner Studentenzeit in Rostock 1831/32) zu Ohren gekommen waren: ein Hauptbeweis ist der in beiden

Geschichten betonte große strategische Gedanke, „in den Rücken zu fallen.“ Aber wie weiß Reuter im Gegensatz zu Brinckman diese Ungeheuerlichkeiten dichterisch zu verwerten! Er bringt sie nicht als selbständige Schnurren, sondern legt sie einer Person in den Mund, für die er durch den vorausgehenden Teil der Erzählung schon unsere ganze Teilnahme gewonnen hat. Am wichtigsten ist es aber, daß Peter Lorenz seine Geschichte als Tatsache mitteilt, während Onkel Herse nur in überschwänglichster Weise phantasiert und aus einer märchenhaft kühnen Voraussetzung mit abenteuerlicher Folgerichtigkeit alles mögliche ableitet. Er leidet dadurch keineswegs Einbuße, denn wir nehmen ihn ja nicht ernst und lachen nur über ihn; im Gegenteil, der Mann mit dem goldnen patriotischen Herzen und dem krausen Verstande wird uns fast noch lieber. Während also Brinckman, freilich mit großer Kunst, die ungeheuerliche Lügengeschichte eines Pseudomanen bloß nacherzählt, uns aber dessen Person eben des Stoffes wegen nicht näher zu rücken vermag, hat Reuter einen ganz ähnlichen Stoff zunächst in sich verarbeitet und ihn dann in einer neuen, von allen Anstößen gereinigten Form bei einer von seinen Personen verwertet, die wir schon liebgewonnen haben, und zu deren Charakter die anders gewandte Geschichte nun so vortrefflich paßt, daß unser Gefühl in keiner Weise verletzt wird. Hier zeigt sich der Unterschied von Talent und Genie.

Über den sogenannten historischen Roman und die historische Novelle kann man verschiedner Meinung sein. So viel Beifall aber auch diese moderne Dichtungsart in den weitesten Kreisen gefunden hat und bei sehr vielen noch immer findet: die strenge Kritik, die nur das Kunstwerk anerkennt, dürfte sich nur mit wenigen Novellen und noch weniger Romanen einverstanden erklären. Wenn das aber schon für das Hochdeutsche gilt, das doch auf eine reiche litterarische Vergangenheit und auf einen durch lange Arbeit und große Meister trefflich ausgebildeten Stil blicken kann, um wieviel bedenklicher steht die Sache für das Niederdeutsche! Freilich haben sich die in Betracht kommenden plattdeutschen Dichter nicht allzuweit und meist nur bis in das verflossene Jahrhundert zurückgewagt; so Brinckman mit seinem „Uns' Herrgott up Reisen,“ einer Erzählung, die nur bedingungsweise hierher gehört, und die aus triftigen Gründen in die Auswahl auch nicht aufgenommen worden ist. Sie liegt uns in einer „neuen billigen“ Ausgabe vor, die die Verlagsbuchhandlung bequem dadurch hergestellt hat, daß sie der alten ein neues Titelblatt gegeben und außerdem noch eine sehr lobende Rezension hinzugefügt hat.

Zweihundert Jahre nach der Bartholomäusnacht (also etwa um 1770) geht unser Herrgott wieder einmal auf Reisen, um zu sehen, wie es auf der Erde steht. In Frankreich kann ihm die wüste Hirschgartenwirtschaft natürlich nicht gefallen. In Holland riecht es ihm zu sehr nach Eidammer Käse, grüner Seife, Teer, Pech und andern wenig erfreulichen Dingen, aber das lustige Leben auf dem Eise behagt ihm; in Hannover hat er seine Freude an dem schönen lutherischen Kirchenliede und an einer Predigt des alten verben Sackmann (der freilich schon 1718 gestorben ist), in Hamburg dagegen mißfällt ihm ebenso sehr eine Kanzelrede des Hauptpastors Göze. Schließlich kommt er, in Gedanken verloren, nach Sütland, wo ihn die schreckliche Sprache verletzt und alsbald nach Deutschland zurücktreibt. Er nimmt sein Nachtquartier auf dem Möllner Kirchhof, und zwar auf dem Grabe Till Eulenspiegels. Dort hat er eine längere Auseinandersetzung mit dem Teufel, der ihm überall nachgeschlichen ist, aus Angst, Seelen zu verlieren. Im zweiten und wichtigsten Teile

werden dann in mehreren Geschichtchen und Skizzen die mecklenburgischen Zustände geschildert, wie sie sich in diesem Lande ausgebildet haben, nachdem der Teufel mit „dat scharp Buzmez von den dörtingjähriegen Krieg, nahsten mit Korl Lepulken (Leopold) sin Ruffen un taulezt noch mit den ollen Frijzen sin Hungerhart rinner wesen is.“ Bürgermeisterliche Überhebung und Tyrannei wird in der lustigen Geschichte von den drei katholischen Handwerksburschen gegeißelt, die durchaus ihre drei verwitweten Meisterfrauen heiraten sollen, sich dieser Zwangsversorgung aber mit List entziehen, nachdem sie der guten Stadt Teterow ihr Meisterstück, am Rathaus aufgehängt, zurückgelassen haben; dies besteht in einem sechs Fuß langen Hecht von Blech, der eine Messingglocke um den Hals trägt und damit boshaft auf eine alte, unangenehme Geschichte anspielt. Wir lernen dann ein mecklenburgisches Rittergut kennen, auf dem ein wackerer Rittmeister des siebenjährigen Krieges in patriarchalischer Weise waltet. Schließlich führt uns die Erzählung durch einen Wald, wo früher ein wohlhabendes, jetzt längst „gelegtes“ Bauerndorf gestanden hat, zu einem der letzten mecklenburgischen Lehnshulzen und in seinen engsten Familienkreis. Ein absonderlicher Charakter ist seine stolze Frau, die ihr nachgebornes und körperlich nicht ganz vollkommnes Zwillingsspaar mißhandelt und dafür durch eine schreckliche Angst bestraft wird; aber Gott selber bringt Versöhnung und Liebe ins Haus. Der Schluß verbindet dann die Schicksale der Lehnshulzenfamilie und der des Rittergutes durch eine Heirat, klingt aber mit der Kinderlosigkeit der Nachkommen und mit dem Tode der alten Schulzenfrau wehmütig aus. Überhaupt ist der Humor Brinckmans in diesem Werke gering; er beschränkt sich fast nur auf die Person des Teufels und die Erlebnisse der drei Handwerksburschen. Über dem Ganzen liegt ein tiefer, religiöser und geschichtlicher Ernst, der noch durch die feierliche Stimmung der Weihnachtszeit und des Winters in vielen Kapiteln verstärkt wird. Auch kann man das Buch keinen Roman, nicht einmal eine Erzählung nennen; es besteht lediglich aus einer Reihe von mehr oder minder großen kulturgeschichtlichen Skizzen, die nur äußerlich durch die Person Gottes zusammengehalten werden, aber — für sich betrachtet — in ihrer Art meist vortrefflich sind. So fällt denn „Unser Herrgott“ gegen den einzigen wirklichen historischen Roman, den wir im Plattdeutschen haben, gegen Reuters „Dörläuchting“ ab. In diesem haben wir, was als *conditio sine qua non* von einem Roman verlangt werden muß, eine festgefügte, einheitliche Handlung, eine Handlung, die sich bei Reuter sogar in zwei Angeln bewegt. Es ist nämlich, wie schon aus der „Franzosen tid“ hervorgeht, ein Kennzeichen der Reuterschen Technik und gleichzeitig ein leicht verständlicher Kunstgriff des humoristischen Dichters, zwei innere Pole zu schaffen, einen ernsten und einen komischen, und diese dann durch die Einheit der Gesamthandlung mit einander zu verbinden. So ist der ernste Mittelpunkt in „Dörläuchting“ der Konrektor Apinus, der komische: Dörläuchting selber; aus diesen beiden Charakteren wird — mit dem Einschlag der andern — die Haupthandlung gewoben. So erhalten wir eine meisterhafte Komposition, mag man sonst über „Dörläuchting“ urteilen, wie man will, und besonders an der Karrikatur des Herzogs auch künstlerisch Anstoß nehmen. Auch das Zeitkolorit ist im ganzen gut und steht dem allerdings stärker aufgetragenen bei Brinckman wenig nach. Es offenbart sich also auch in Reuters „Dörläuchting“ und Brinckmans „Unser Herrgott up Reifen“ wieder der Unterschied zwischen Talent und Genie, freilich in anderer Weise als oben.

Aber Brinckman hat noch eine andre Erzählung geschrieben, die vielleicht eine historische Novelle genannt werden kann: „Höger up.“ Sie spielt zur Zeit jenes Herzogs von Güstrow, der von einer Frau sieben Söhne und sieben Töchter hatte, und der in Folge seines allzuguten Lebens so dick geworden war, daß er „seinen Bauch in einem Handtuch über seinen Schultern tragen mußte, wenn er ihm nicht plagen sollte!“ Eine genauere Zeitbestimmung gewinnen wir durch die Erwähnung von Wullenwewers Enthauptung (1537). Der Held der Geschichte ist ein Findelkind, das ein Bauer bei Güstrow eines Tages hinter seinem Zaune entdeckt und barmherzigerweise mit seinen eignen Kindern aufzieht. So wächst der kleine Achim von Achter den Tun (Hinter dem Zaun), wie ihn der Dorfwitz nennt, zu einem stattlichen Gänse- und Schweinehirten heran. Als er dann aber einmal den dicken Herzog mit einem glänzenden Gefolge auf der Reiherjagd gesehen hat, erwacht in seiner Brust der Ehrgeiz; er entsagt seinem wenig aussichtsvollen Beruf und geht in die weite Welt: Höger up! An Känen is't gelegen (am Können liegt es). Freilich glückt es ihm in Lübeck als Landsknecht nicht; nach Wullenwewers Tode muß er den Potentatendienst aufgeben und schleunigst die Stadt verlassen. Aber daheim in Pustekow gefällt es ihm jetzt weniger denn je, und so zieht er am nächsten Morgen wieder von dannen, geradeswegs auf das hohe Herzogschloß zu, das ihm aus der Ferne mit seinen vielen spitzen Türmen und seinen bunten Schornsteinen winkt. Da findet er an einem angeschwollenen Bache, der seinen Steg weggerissen hat, eine alte Zigeunerin. Voll Barmherzigkeit und Menschenliebe trägt er sie hinüber, und sie weißsagt ihm dafür ein glänzendes Los, wenn er in den Jungferndienst gehen und sich sofort nach Güstrow begeben werde: um neun Uhr werde dort aus einem stattlichen Hause am Markt die liebliche Ratsherrntochter Marie Klävenow heraustreten, um gemäß der Prophezeiung der alten Zigeunerin ihren Zukünftigen zu sehen. Es kommt auch wirklich alles so, wie es die Alte vorhergesagt hat, nur daß schließlich Vater Klävenow, der einen maßlosen Gelddinkel hat, und auf den ein abgedankter Landsknecht natürlich keinen Eindruck machen kann, den unablässig nach seiner Hausthür starrenden Achim unter Scheltworten fortjagt. So begiebt sich dieser denn schließlich in den großen Kaland, wo Güstrows Herrnhier, der wundervolle, aber gefährliche Kniefack verzapft wird. Dort hört er von den am Nebenstische schwazenden Spießbürgern mancherlei, daß Dörchläuchten wieder einmal arg vom Zipperlein geplagt werde, und bei seiner Beleitheit die Lebensgefahr diesmal besonders groß sei, daß der Herzog sich außerordentlich für Naturwunder interessire und in seinem Naturalienkabinett dergleichen sammle, und daß der Ratsherr Klävenow seinem Landesherrn den größlichsten Bescheid erteilt habe, als dieser für seinen alten Leibarzt um die schöne Marie werben wollte: ob Durchlaucht wisse, was sein Reichthum bedeute? er möge selber als Freierwerber kommen und seinen schmucksten Funter mitbringen, dann ließe sich vielleicht darüber reden. Inzwischen hat der Kniefack das Seinige gethan und Achim in eine so mutige Stimmung versetzt, daß er beschließt, in das Haus seines künftigen Schwiegervaters zu gehen und sich der reizenden Marie zu unbedingter Verfügung zu stellen. Aber der Alte, der sich mit seiner Familie gerade beim Mittagessen befindet und für solche Liebenswürdigkeiten durchaus kein Verständniß hat, läßt ihn durch den Schließer Piehl über die Stadtgrenze bringen. Nachdem Achim seinen Rausch ausgeschlafen hat, sieht er am nächsten Morgen ein seltsames Naturspiel: am Rande eines Sees hat sich ein mächtiger

Hecht in die Schnauze eines Fuchses verbissen, der ihn zu fangen gedachte; beide können nicht von einander los. Nun fällt unserm Helden plötzlich ein, was er von den Güstrower Bürgern über den Herzog gehört hat. Er besorgt sich also einen Sack und zieht mit den Tieren nach dem Schlosse. Dort lassen ihn die beiden Hatzschiere aber erst durch, nachdem er ihnen die Hälfte von seinem Lohn versprochen hat; ein Viertel muß er dann noch dem Kämmerling und den Rest dem gierigen Leibmedikus geloben, dessen Queckensuppe den Herzog diesmal durchaus nicht in den für seine Besserung so nötigen Schweiß zu bringen vermag. So wird Achim endlich vorgelassen und kann dem Herzog, der herzoglichen Familie und dem versammelten Hofstaat seine Merkwürdigkeit zeigen. Die Aufregung über dies wunderbare Zusammenkommen von Land und Wasser übt nun in der That die gehoffte schweißtreibende Wirkung, sie wird noch vermehrt, als der Hecht verendet und der jetzt freigewordne Fuchs in die großen Wandspiegel hineinrast, und sie erreicht schließlich ihren Höhepunkt, als sich Achim zum Lohne fünfundzwanzig auf den Buckel ausbittet. Nun kommt die Hagier der andern an den Tag, auf die pro Person je vier Hiebe mit dem Krückstock fallen; mit dem fünfundzwanzigsten aber wünscht Achim zum Ritter geschlagen zu werden, damit er um die Tochter des anspruchsvollen Rats Herrn werben könne. Der Herzog, dem das freie, entschlossene Auftreten, der Ehrgeiz und die Klugheit des stattlichen Jünglings außerordentlich gefallen hat, geht darauf um so lieber ein, als er so gleichzeitig eine vortreffliche Gelegenheit erhält, den übermütigen und groben Michel Klävenow empfindlich zu strafen. Nach seiner vollständigen Heilung begiebt sich denn Dörchläuchten mit glänzendem Gefolge in die Stadt und setzt natürlich bei dem längst von seinem bösen Gewissen geplagten Ratsmann alles durch, was er will, auch eine tüchtige Schröpfung des Geldsacks. Er selber aber verleiht dem jungen Achim von Boß das heimgefallene Rittergut Groß-Stutendorf als Lehen. Der neubackne Junker kann nun auch seine Pflegeeltern belohnen; er wird dann der Stammvater derer von Boß, die noch heute im Lande Mecklenburg sitzen.

Es handelt sich also, wie wir sehen, in der Hauptsache um die Stammsage eines alten Mecklenburger Adelsgeschlechts, das einen Fuchs im Wappen führt. Mit welcher Kunst hat aber der Dichter die sagenhafte Überlieferung behandelt! Zunächst das Zeitkolorit. Brinckman mußte hier aus verschiedenen Gründen vorsichtig sein, und so hat er nur an einigen Stellen die ferne Vergangenheit leise angedeutet. Der Landsknecht, die Hatzschiere, die mittelalterliche Pracht des Güstrower Herzogsschlusses und ähnliches geben der Erzählung dann die eigentliche Zeitfarbe; besonders versetzt uns das halb patriarchalische gemütlche, halb despotische Verhältnis des Herrschers zu seinen Unterthanen weit fort aus der Gegenwart. Dörchläuchten selber ist ein kräftiger und tüchtiger Mann und auch mehr Regent als sein Reutersches Gegenbild. Dafür fehlt ihm allerdings dessen unfreiwillige Komik, die zu so vielen kostbaren humoristischen Szenen Veranlassung giebt. Denn die großartige Wohlbeleibtheit des Güstrowers und sein heilsames Schwitzen, das im Mittelpunkt des Ganzen steht, sind zwar komisch, aber doch noch mehr unästhetisch, oder um der plattdeutschen Sphäre in jeder Beziehung gerecht zu werden: mindestens sehr derbe humoristische Mittel. Die Erzählung und die Sprache sind behaglich und voll lustiger Wendungen im einzelnen. Aber dem Ganzen fehlt es an dem fortreibenden und alles durchdringenden Reuterschen Humor. Im übrigen ist das Läschen vom Jungferndienst, wie Brinckman selbst seine Geschichte

zuletzt nennt, künstlerisch abgerundet; die Charaktere sind gut gezeichnet und anziehend. Besonders ansprechend ist die naive und feste Glücksritternatur Achims, der durchaus höher hinauf will und auf wunderbarer Bahn wirklich leicht und rasch zum Ziele gelangt, wie es sonst nur im Märchen vorzukommen pflegt. Der Dichter hat eben mit großer Kunst über die halb sagenhaften, halb geschichtlichen Begebenheiten einen feinen Märchenglanz verbreitet, der dem Ganzen einen besondern Zauber verleiht. In dieser eigenartigen Tönung liegt die Hauptanziehungskraft und die Stärke der Brinckmanschen Erzählung, die sich mit Reuters Roman schwer vergleichen läßt, aber den Reuterschen Vorzügen gegenüber doch auch ihre Vorzüge hat.

An „Höger up“ reiht sich als gleichwertig die freilich ganz anders beschaffene letzte Geschichte des Sammelbandes: De General-Reeder. Sie wird einem wackern alten Schiffskapitän, Martin Heuer, in den Mund gelegt, der zusammen mit seinen Söhnen in einer Gartenwirtschaft Rostocks an der Warnow sitzt und seinem sehr zerstreuten Sohn Heinrich, einem jungen Kapitän, einige gute Lehren auf seine nahe bevorstehende Seefahrt mitgeben will. Ziemlich unvermittelt fragt er ihn, wer seine Reeder seien, und dann: wen er als General-Reeder habe? Von einem solchen weiß sein Sohn natürlich nichts, und so macht er ihm denn diesen Begriff klar, wie er sich in dem Kopfe des armen, irrsinnigen Humpel-Davids gebildet hat, eines frühern Seemanns, der bei Trafalgar aus dem Mastkorb gestürzt ist. Die eignen Lebensschicksale Martin Heuers erläutern ihn zugleich.

Weitauholend beginnt der Kapitän mit dem Jahre 1807, wo er, durch die Kontinentalsperre gezwungen, eine Stellung in Kopenhagen suchte und bald der kaufmännische Bevollmächtigte (Superfargo, Kargadür) auf der Fregatte des dänischen Großkaufmanns Maßfelt wurde. In Gotenburg, damals einem Hauptstapelpfad des Handels, lernt er die Nichte einer deutschen Pastorenwitwe kennen und lieben; nach seiner Heirat stellt er sie auch seinem Prinzipal in Kopenhagen vor, der das Ehepaar zusammen mit seiner vornehmen Gattin liebenswürdig und großartig aufnimmt und seinem jungen Superfargo durch die Aussicht auf eine Kommandite und die gemeinschaftliche Firma: Maßfelt und Heuer den Kopf verdreht. Im Tiergarten trifft das junge Paar dann einen alten Schulkameraden Martens, Gustav Schwank, der nirgends recht Glück gehabt hat, und dem es augenblicklich besonders schlecht geht. Der mitleidige Heuer hilft ihm aus allen Verlegenheiten und bringt ihn schließlich noch am Gotenburger Zollamt in einer guten Stellung unter: die 300 Thaler, die er für Schwank nach und nach ausgelegt hat, soll dieser während Martins Seereise an seine Frau zurückzahlen. Aber der gerät bei seiner Haltlosigkeit bald wieder in leichtsinnige Gesellschaft und denkt gar nicht daran. Ja noch mehr. Als der gutmütige Heuer nach fast dreivierteljähriger Abwesenheit endlich zurückkehrt und den Säumigen mahnt, schickt ihm Schwank einen nichtswürdigen Brief, der mit der Mahnung schließt, nie etwas gutes zu thun, damit ihm nichts böses widerfahre. Inzwischen hat aber auch Maßfelt Bankrott gemacht und sich erschossen, sodaß Heuer von seinen bedeutenden Ersparnissen jetzt so gut wie nichts besitzt. Er geht darum nach Rostock zurück, wo sein alter, schon lange kranker Vater bald stirbt und ihm und seinen beiden Schwestern ein kleines, für damalige Zeiten nicht unbedeutendes Vermögen, über 5000 Thaler, hinterläßt. Mit diesem beschließt Martin eine Brigg zu bauen, die 14000 Thaler kosten soll. Er bringt auch bis auf die letzten vier

Vierundsechzigstel bald alle Schiffsparten unter; diese übernimmt auf besondern Wunsch ein anderer früherer Schulkamerad Heuers, der Agent Wöpper, der seinen Freund mit der Zahlung allerdings dauernd im Strich läßt und ihn schließlich veranlaßt, die immer noch fehlenden 800 Thaler auf halbjährlichen Wechsel bei einem weisen Juden, dem Hofrat Brümmer, zu entleihen. Als der letzte Zahlungstermin herankommt, ist Wöpper verschwunden, und Martin befindet sich in der größten Verlegenheit: das Schiff soll in zwei Tagen unter den Hammer kommen. Da greift Davids Generalreeeder ein und führt dem verzweifelt auf seiner fertigen Brigg herumwandernden wie von ungefähr den wohlhabenden Reiserältesten Bahl zu, dem es aus bestimmten Gründen ein ganz besondres Vergnügen macht, die hinterlistigen Pläne des wucherischen Hofrats zu durchkreuzen. Sechzehn Jahre später spürt Heuer in London noch einmal das Wirken des Generalreeders. Unmittelbar vor seiner Abfahrt stürzt sich eines Abends ein Mann auf sein Schiff und springt von dort aus ins Wasser; sein Leichnam wird am nächsten Tage hinten an einem herausgetretenen Spiker (dicken Nagel) hängend gefunden: es ist der tote Gustav Schwank. Gleichzeitig wird aber auch ein größerer Schaden am Ruder festgestellt und ausgebeffert. Wäre das nicht geschehen, so würde die Brigg auf der ganz besonders stürmischen Heimfahrt elend zu Grunde gegangen sein. Ein ähnliches Ende wie Schwank findet Wöpper, der — wie Brinckman sagt — zuerst den Hochmut und die Dummheit und schließlich den Kum zu seinem Generalreeeder gemacht hat: er stirbt als Straßenkehrer. Den Halsabschneider und Hofrat Brümmer, dessen Generalreeeder zeitlebens der Mammon gewesen ist, krümmt die Gicht in schrecklicher Weise zusammen.

Dieser Schluß zeigt aufs deutlichste die Tendenz der ganzen Erzählung, in der sich gut und böse scharf gegenüber stehen: der Brave wird belohnt, der Schlechte oder Leichtsinrige bestraft. Der Gedanke ist ja nicht ganz neu, wird aber auf eine gute Charakteristik gegründet und dann dem Hauptgedanken und Leitmotiv des Generalreeders untergeordnet. Ergreifend ist es, daß diese Idee dem Kopf eines Geisteskranken entsprungen ist, schön dann aber auch ihre Anwendung auf menschliche Verhältnisse und die Durchführung bis ins einzelste. Wir haben hier wieder eine vortreffliche Komposition, ähnlich wie in „Höger up,“ ja eigentlich ist im „Generalreeeder“ die Gliederung noch feiner und geschlossener, denn daß einzelne Szenen und Charaktere etwas breiter und stärker herausgearbeitet sind, thut dem ganzen keinen Eintrag; ich verweise namentlich auf die Szenen bei Maßfeldt, im Kopenhagner Tiergarten und in der schwedischen Konditorei, bei denen der Dichter auch ihrer Fremdartigkeit wegen gern länger zu verweilen scheint. Eingehend sind auch die Charaktere Schwanks, Wöpfers und besonders Brümmers behandelt. Diesen höchst zweifelhaften Menschen hat Brinckman in mehreren längern Reden mit großer Lebenswahrheit gezeichnet und ihn ähnlich charakterisirt wie Reuter in seiner Stromtid den Advokaten Sluf'uhr. In den paar Auftritten, in denen Brümmer eine Rolle spielt, liegt denn auch ein gewisser Humor, wenn von einem solchen im „Generalreeeder“ überhaupt die Rede sein kann, und eine gewisse Komik, die auf der eigentümlichen Redeweise des Hofrats und seiner schließlichen Enttäuschung beruht: dat Brüden geiht üm, ungefährlicher allerdings als in Boß und Swinegel. Sonst ist die ganze Erzählung, abgesehen von Kleinigkeiten, durchaus ernst gehalten, wie es schon das Thema fast bedingt. Das ist auch kein Fehler. Eher fällt auf, daß die Geschichte etwas

zu stark nach Moral schmeckt. Sie ist freilich tief durchdacht, aber eben bewußter als die harmlosere und naivere Märchenerzählung „Höger up.“ Immerhin sind die Vorzüge des „Generalreeders“ nicht zu unterschätzen, und wer sich daran macht, wird diese moralisch-teleologische Novelle sicher mit Genuß lesen.

Wir kommen nun zu Brinckmans Hauptwerk, seinem einbändigen Roman „Kasper=Dhm un ick,“ dessen vierzehn Kapitel sich in zwei allerdings ungleiche Teile gliedern. Die einzelnen Ereignisse fallen nach Brinckmans Angaben in das erste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts (1800 bis 1807), aber in die erste Hälfte sind doch auch Jugenderinnerungen des Dichters verwoben, sodaß der Roman oft etwas memoirenhaftes gewinnt. Dieser Eindruck wird noch dadurch verstärkt, daß die ganze Erzählung dem Onkel Andrees (Andreas) in den Mund gelegt wird, auf den sich dann auch das „ick“ des Titels zunächst bezieht. Er ist der Nefse Kasper=Dhms, eines alten Schiffskapitäns und Rostocker Originals, das trotz mancher Eigenarten und Schwächen jedenfalls auf einer viel höhern Stufe steht als der gewerbsmäßige Ausschneider Peter Lorenz. Freilich erzählt auch Kasper=Dhm bedenkliche Geschichten von dem fliegenden Holländer und von Batavia nicht bloß seinem Genossen Sochen Janjen, sondern sogar seinem eignen Großherzog Friedrich Franz, der dieses Seelatein übrigens mit dem größten Humor aufnimmt. Er hat außerdem auch ein gewaltiges Selbstgefühl, und das spricht sich in naiver Weise gleich in der dritten Geschichte aus. Er beschwert sich dort bei seinem Schwager, daß sein Nefse nicht gegrüßt habe, als er an seiner Wohnung vorbeigegangen sei; Andrees hat den auf seinem Armstuhl am Ofen sitzenden Onkel allerdings nicht sehen können, aber das macht nichts aus — der Jonge hett eben keenen Respekt vör dat Hus! Köstlich ist auch das längere Kapitel vom feinen „Taktus,“ wo der Dheim seinem Nefsen an einem praktischen Beispiel klar machen will, wie man schwierige Fälle „mit Maneer“ anzufassen habe. Kasper=Dhm versteht sich eben auf alles, wie er mehrfach glattweg behauptet, sogar auf Ochsen und deren angebliche Fehler. Daß er mit seinem erhabnen Selbstgefühl aber auch manchmal stark Schiffbruch leidet, beweist die Geschichte vom Fuchswallach; hier geht das Pferd dem anmaßlichen Reiter einfach durch und wirft ihn ohne Umstände schließlich in den Mühlenteich. Besser läuft die Fahrt von Doberan nach Barnstorf ab, wo unser Held den vollständig betrunkenen Kutscher Hanne Düwel ersetzt und nun so darauf losjagt, daß er allerdings zur rechten Zeit bei seinem Bruder ist, aber auf Kosten der Pferde. Kasper=Dhm hat entschieden Thatkraft und Mut, aber er hat auch gefunden Menschenverstand, wie „Dat Examen“ zeigt. Hier hält er dem Professor Knallerballer, der auf seinen Wunsch Andrees aus dem Stegreif und beim Frühstück examiniert, nicht ohne Berechtigung vor: „Er fröggt (fragt) em joümmer, wat er nich weet; wenn Er to examineeren versteht, so frag Er em mal, wat er weet.“ Sein eignes Examen geht nun freilich von diesem Grundsatz aus, bezieht sich aber mit unbewußter Komik auch nicht auf Schulgegenstände, sondern auf Schiffssachen. Daß sich übrigens der derbe Kapitän mit seinem Nachbar, dem urgelehrten Knallerballer, anfangs so gut steht, beruht auf der tiefen Achtung, die der wenig gebildete doch im Grunde vor aller Wissenschaft hegt. Freilich darf sich diese keine Blößen geben, wie es bei dem sächsischen Professor leider in der drolligen Naphthagegeschichte vorkommt. Als Knallerballer dann aber gar den durchaus nicht zweifellosen Andrees Frachtfuhrmannsjunge schilt, geht die Freundschaft vollständig in die Brüche.

Demn durch dieses unschöne Wort wird das große Standes- und Selbstbewußtsein des wackern Kapitäns aufs tödtlichste mitverletzt. Wie wenig der Keffe sonst den Schutz seines Onkels verdient, zeigen seine zahllosen Streiche vom Höltendrätick (einem Spiel mit Nüssen) und Appelhüschen (Apfelgehäuse) an bis zur Schlittenfahrt und dem Pfingstmarkt mit seiner gefährlichen Schlacht bei Abukir. Die Ausführlichkeit ihrer Behandlung zeigt das persönliche Interesse, das der Dichter an ihnen nimmt: es ist eben seine eigne Jugend, die er hier schildert, mit all ihren Tollheiten und Thorheiten, mit ihren Jugendstreichen und Jugendfeleien; es ist das brave Alt-Kostock, reich an biedern Bürgern und mit einem fröhlichen Nachwuchs gesegnet. Wer selbst einmal jung gewesen ist, fühlt sich bei diesen prächtigen Schilderungen oft in sein eignes Jugendparadies zurückversetzt; er kann auch den Gegensatz begreifen, in dem das überstudirte und verzärtelte Mutterjöhnchen Eucharis Knallerballer zu diesen frischen Schlingeln steht.

Die Probe auf die übermütigen Knabenstreiche ist dann der zweite, kürzere Teil, der in der Franzosenzeit spielt und in dem der stattlich herangewachsene Andrees zusammen mit seinen Genossen zeigt, daß sie wirklich Mark haben, und daß ihre frühern Tollheiten lediglich aus einem Uberschuß von Kraft entsprungen sind. Es handelt sich dort um die Befreiung des wackern Tambourmajors Bouton, der sich an einem Hauptmann vergrißen hat, als er einen bei Andreesens Mutter einquartierten Trompeter wegen ausgesuchter Bosheit strafe und dafür von jenem Offizier mit der flachen Klinge geschlagen wurde. Mit List und großer Umsicht bringen die kühnen, thatkräftigen Burschen den Franzosen aus dem alten Zwinger heraus und rudern ihn dann über die See nach Falster. In anderer Weise hat es vor Anwendung dieses letzten Mittels Kasper=Dhm versucht, den ihm sehr lieb gewordenen „Monjüre Butong“ loszubekommen; aber sein Geld und die komische Art, es anzubieten, versagt vollständig. Immerhin lernen wir bei dieser Gelegenheit sein gutes Herz und seine Aufopferungsfähigkeit kennen. Er kommt dann bei den Franzosen unschuldigerweise sogar in den Verdacht, bei der Befreiung des Tambourmajors mitgewirkt zu haben, und wird arretirt. Aber nun geben sich Andrees und seine Genossen mit hochherziger Offenheit selber an und hören schließlich, daß Bouton auf besondern Wunsch Mürats von Napoleon begnadigt worden ist. In das Ganze spielt eine unschuldige kleine Liebesgeschichte zwischen Andrees und seinem Mäschen Grete, der Tochter Kasper=Dhms hinein; aus einem anfangs mehr kameradschaftlichen Verhältnis entwickelt sich nach und nach eine Zuneigung, die am Ende auch zur Hochzeit führt.

So gut sich aber auch der Roman im einzelnen liest, besonders mit der drastischen und höchst originellen Sprechweise Kasper=Dhms, den größern Werken Reuters gegenüber verliert er doch, denn es fehlt ihm vor allem die bewundernswerte Geschlossenheit der Komposition der „Stromtid“ und noch mehr der „Franzoesentid.“ In „Kasper=Dhm un id“ ist alles nur lose aneinandergereiht; wir werden bald mit diesem Charakterzug oder der Seltsamkeit des Titelhelden bekannt gemacht, bald wird uns der oder jener Schwank und Streich von Andrees und Genossen erzählt. Die Brücke, die dann zum zweiten Teil hinüberführt, ist ziemlich schwach; man empfindet auch hier wieder das Episodenhafte, das ein Merkmal des Ganzen ist, obgleich diese zweite Hälfte an und für sich eine Einheit bildet und in ihrer Komposition jedenfalls der gelungenste Teil des Romans ist. Diese „Franzoesentid“ Brinckmans würde deshalb

der Reuterschen an Wert ziemlich gleich kommen, wenn der Schluß nicht wäre: die Begnadigung Boutons, die eigentlich nur für Kasper-Ohm von Bedeutung ist. Man hat das Gefühl, als ob das ganze mühselige Befreiungswerk umsonst gewesen wäre und dem entschlüpften Tambourmajor fast mehr geschadet als genützt hätte. Denn wir hören nichts weiter von ihm und wissen deshalb auch nicht, wo er bleibt, und was aus ihm wird. Übrigens ist dieser menschenfreundliche Franzose eigentlich die angenehmste Figur in dem ganzen Roman; die andern Charaktere sind entweder zu skizzenhaft, um eindringlicher zu wirken, oder noch zu unreif und unentwickelt, wie z. B. Andrees, der erst im zweiten Teil wirklich unsre Teilnahme gewinnt. Die einzige Ausnahme bildet Kasper-Ohm, der ja ein ganzer Mann ist, aber ein zu selbstbewußter. Es fehlt ihm die Seele Bräfigs und die Tiefe des Humors, die fast alle komischen Gestalten Reuters auszeichnet. Brindman ist im Grunde seines Wesens zu ernst und kann deshalb das derbe niederdeutsche Holz, aus dem auch er seine Figuren schnitzt, nicht mit demselben lebenswürdigen und anziehenden Geist beleben wie Reuter.

Es bleibt noch übrig, Brindmans Sprache kurz zu charakterisieren. Reuter sagt einmal, Mecklenburg atme durch die beiden ungleichen Lungen Rostock und Wismar, und deutet damit auf den früher bedeutenden Handel in diesen beiden Städten hin. Brindman ist nun ein Rostocker Kind und noch dazu der Sohn eines Reeders gewesen; kann es da Wunder nehmen, daß die besondere Ausdrucksweise der Seeleute, so wie er sie von Jugend auf hörte, die Grundlage seiner Schriftsprache geworden ist? Er hat außerdem gerade die drei von seinen Geschichten, die in Kapitänkreisen spielen, in seinem geliebten Rostocker Platt abgefaßt, das von der allgemeinen Landessprache mancherlei Abweichungen zeigt und durch seine Häufung von Schifferausdrücken selbst dem Kenner des Niederdeutschen oft Schwierigkeiten bereitet. Das mag denn auch der eine Grund sein, weswegen sogar Vollblutmecklenburger nicht selten Brindman bemängeln und schwerer verständlich finden. Das Volk im allgemeinen, d. h. das platte Land — denn Mecklenburg hat doch stets überwiegend eine Ackerbau treibende Bevölkerung gehabt —, hat eben gemäß seinem Beruf andre Gewöhnungen und andre Vorstellungskreise. Brindmans Sprache kann ihm deshalb nicht so verwandt und so lieb sein wie die Reuters, der sich als Sohn einer kleinen, mit der umwohnenden Landbevölkerung fast verwachsenen Stadt von klein auf in dem Vorstellungskreis der Landleute bewegt und aus diesem heraus geschrieben hat. Kräftig und echt ist Brindmans Plattdeutsch allerdings; es ist auch frei von der „Sentimentalität,“ die man Reuter so oft vorwirft, ohne zu bedenken, daß er von der hochdeutschen Art zu denken und zu fühlen ausgehen mußte, und daß die Kunst seiner Darstellung eben in der meisterhaften Verschmelzung plattdeutscher und hochdeutscher Eigentümlichkeiten besteht. Wie hätte auch ein plattdeutscher Schriftsteller schreiben sollen, wenn er sich nicht die Errungenschaften des besondern hochdeutschen Stils, seinen feingegliederten Satzbau u. a. hätte zu nütze machen dürfen? Brindman thut das so gut wie die andern in ausgiebigster Weise, und mit Recht. Seine klare und schöne Darstellung zeigt auch einen Meister der Sprache. Daß er die Ausrufungssätze liebt und oft (z. B. in Unj' Herrgott up Reifen) in ermüdender Fülle bringt, ist eine Eigentümlichkeit von ihm, wenn auch keine sehr anmutende. Dafür entschädigt aber vieles andre. Wir wollen es auch nicht tabeln, daß sich das Platt des „Bagel Grip“ in einzelnen Kleinigkeiten

an das Holsteinische Klaus Groths anlehnt. : Bedenklicher sind plattdeutsche Bildungen wie Entschleutung = Entschliekung und üterst = äußerst; so spricht kein Mecklenburger. Überdies sind diese Umformungen nicht einmal glücklich. Da hat Reuter — dem natürlich auch manches nicht gelungen ist, z. B. up-rapen = aufraffen — mit dem Worte Tiding für Zeitung einen viel bessern Wurf gethan: diese Neubildung zeigt echt plattdeutsche Bestandteile und wird sich mit der Zeit wohl einbürgern.

Brinckmans Vorliebe für den Seemann und seine Sprache hängt mit dem größern Ernst seiner ganzen Natur zusammen. Wie der auf dem Meer von steter Lebensgefahr bedrohte Schiffer weniger zum Humor neigt als der sorgens-freiere Landmann, so hat auch Brinckman nicht die fröhliche Laune Reuters. An sich erwächst natürlich dem Dichter aus seiner ernstern Anlage kein Vorwurf, zumal wenn sie so schöne und tiefe Schöpfungen hervorbringt wie den „General-Reeder“ und viele Gedichte des „Vagel Grip.“ Andererseits muß freilich zugestanden werden, daß das Plattdeutsche seiner Natur nach mehr zum Lustigen und Komischen neigt, und daß deswegen der Humor einen breiten Raum in allen niederdeutschen Schriftwerken einnehmen sollte. Auch Brinckman hat ja Humor, echten Humor, aber doch nicht in dem Maße wie Reuter: und das ist der zweite Grund, weshalb er bei seinen Landsleuten und in weitem Kreise weniger bekannt und beliebt geworden ist. Den meisten ist Brinckman zu ernst. Es mag sein, daß auch das wirklich urteilsfähige Publikum durch Reuter verwöhnt worden ist; jedenfalls hat es den Humor sehr bald als notwendigen Bestandteil der plattdeutschen Prosa empfunden und verlangt. Reuter hat eine Beweglichkeit der Phantasie und einen überquellenden Humor, wie wir es in dieser Vereinigung kaum bei einem andern Dichter wiederfinden: er überschüttet uns mit köstlichen Einfällen, wie jener wunderliche alte Mann des Rückert'schen Gedichts, der aus den Falten seiner Kleidung allerlei bunten Tand und herrliche Spielsachen schüttelt. Man schlage eine beliebige Seite der „Franzosen-tid“ oder der „Stromtid“ auf, und man wird sich davon überzeugen. Dagegen ist Brinckman fast schwerfällig. Er scheint freilich immer hohe Anforderungen an sich selbst gestellt zu haben, aber man merkt ihm doch auch an, daß er langsamer schafft. Es fehlt ihm die große, lebendige Gestaltungskraft und das Temperament Reuters. Einzelne von seinen kleinern Sachen sind ihm ja meisterhaft gelungen, wie denn überhaupt in der kleinen Erzählung oder Novelle seine Stärke liegt. Aber zu größerem reicht seine Kraft nicht ganz aus.

Also nicht deswegen, weil er zu spät gekommen ist, und weil ihn das Leben gehemmt hat, ist Brinckman weniger berühmt geworden als Reuter, sondern weil er ein anderer war und — ein geringerer. Reuter hat nicht nur mit größerer Zähigkeit und mit einer fast unverwüßlichen Kraft noch traurigere Verhältnisse wenigstens soweit überwunden, als es ihm möglich war: er hat sogar während des unablässigen bösen Kampfes mit sich selber einen Reichtum dichterischer Gaben entfaltet, wie sie in dieser Anmut, Stärke und Unererschöpflichkeit selten gefunden werden. Aber neben ihm darf Brinckman als ein Stern zweiter Ordnung gelten. Höher freilich können wir ihn trotz seiner Vorzüge nicht schätzen, obwohl ihn andre, z. B. Seidel und Trojan, Reuter gleichstellen möchten. Eine solche Beurteilung kann ihm nur schaden, weil der Leser dann mit Ansprüchen an seine Werke herantritt, denen er nicht gerecht zu werden vermag. Deshalb bin ich auch in der Gegenüberstellung der beiden Mecklen-

burger so ausführlich gewesen: ich wollte Brindman geben, was ihm gebührt, aber auch Reuter, was ihm gebührt. Die Vorzüge, die Brindman neben seiner wahrlich nicht geringen künstlerischen Gestaltungskraft hat: seine Gediegenheit und Tiefe, seine Gesundheit und Sittlichkeit, und auch sein Humor werden ihm bei allgemeiner gerechter Beurteilung stets einen Ehrenplatz sichern: nennt man die besten Namen der plattdeutschen Litteratur, so wird auch der seine genannt werden. Ihn und Reuter aber können wir in Anlehnung an ein schon angeführtes Zitat als die beiden ungleichen Lungen bezeichnen, durch die Mecklenburgs plattdeutsche Litteratur atmet. Beide Dichter verkörpern außerdem in ihrer Ungleichheit die Land- und die Seebevölkerung ihrer Heimat; und damit ergänzen sie sich gegenseitig.*)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Beruf der Rekruten. Der bairische Landtag hatte bei der Etatsfestsetzung für 1896/97 an die Regierung das Ersuchen gestellt, eine Statistik darüber zu veranlassen, welchen einzelnen Berufsständen der Bevölkerung die bei der alljährlichen Aushebung als tauglich oder als untauglich Befunden angehören. In dem neuesten Heft der Zeitschrift des königlich bairischen Statistischen Bureaus (Sonderdruck) wird das Ergebnis dieser Statistik für das Ersatzgeschäft 1896/97 veröffentlicht, und es sind daraus folgende interessante und auf den ersten Blick überraschende Zahlen zu entnehmen. Es kommen nämlich von je 100

	männlichen Einwohnern überhaupt	vorgestellten Gestellungs- pflichtigen	ausgehobnen Rekruten
auf die Landwirtschaft usw.	44,8	40,9	40,2
auf die Industrie usw.	34,2	45,7	49,3
auf den Handel und Verkehr	8,8	7,3	6,4
auf sonstige Berufsarten	7,7	6,4	3,9
auf Personen ohne Beruf	4,5	0,6	0,2
	100,0	100,0	100,0

Während also die Industrie von den männlichen Einwohnern überhaupt nur 34,2 unter 100 stellt, die Landwirtschaft aber 44,8, stellt die Industrie von den gestellungspflichtigen jungen Leuten unter 100 schon 45,7 und die Landwirtschaft nur 40,0, und von den ausgehobnen Rekruten vollends gehören unter 100 der

*) Man braucht Brindmans Sache noch nicht verloren zu geben, obgleich seine Werke wenig gekauft werden. In drei Jahren werden sie frei: wenn dann eine rührige Verlagsbuchhandlung eine vollständige Sammlung der Brindmanschen Schriften in einer nach Reuter umgeschriebnen Orthographie herausgäbe, könnte sein Name noch recht wohl zu allgemeiner Anerkennung gelangen. Freilich müßte dann auch sein Nachlaß und mehreres andre herangezogen werden, was Brindman hier und da veröffentlicht hat.